

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 227. Bromberg, den 5. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

6. Fortsetzung.)

„Oh, du darfst dich hier nicht einspinnen, Kind", rief Frau Pendleton.

„Ziehe lieber Hut und Mantel an und gehe ein wenig mit Onkel spazieren. Er wartet unten auf dich. Es ist sehr traurig, sehr schrecklich, aber du mußt uns erlauben, es dir tragen zu helfen. Du darfst hier nicht allein bleiben."

„Du bist sehr gütig," des Mädchens Lippen bebten leise, wenn auch ihr Antlitz ruhig blieb, — „doch ich gehe lieber nicht fort. Es wäre mir lieber, allein bleiben zu dürfen."

In ihren Worten lag so viel Bestimmtheit, daß Frau Pendleton ganz gegen ihre Grundsätze fast schüchtern ihrem Wunsch entsprach.

„Gut denn, Liebling", sagte sie. „Wenn du aber später Lust zu einem kleinen Ausgang haben solltest, — Onkel ist unten."

Als sie das Zimmer verließ, hörte sie, wie es hinter ihr verschlossen wurde. Frau Pendleton aber hatte an diesem Tage andere Gedanken, als daß sie sich über das seltsame Gehaben ihrer Nichte gesorgt hätte und über die Art, wie sie die Kunde von ihres Vaters Tode hingenommen hatte. Das Grauenhafte jenes Begebnisses erfüllte sie selbst restlos, und sie war entschlossen, in Cornwall zu bleiben, bis das Rätsel gelöst war.

Am Fuße der Treppe angelangt, blickte sie auf die Uhr. Sie hatte zeitig gefrühstückt, und nun fehlten noch wenige Minuten auf zehn.

Ein Diener säuberte das Treppenhaus. Von ihm erfragte sie, wo das Polizeiamt liege, und machte sich auf den Weg.

Ein junger Polizist erhob sich, als sie dort eintrat, und fragte nach ihren Wünschen. Sie nannte ihren Namen und bezog sich auf ihre Verwandtschaft zum Inwohner von Flint House. Der Polizist starrte sie an, verschwand dann im Nebenzimmer und erschien nochmals, um zu bestellen, daß Inspektor Dawfield sie sofort empfangen wolle.

Sie folgte ihm in den anderen Raum, in welchem ein schlanker Mann in mittleren Jahren an einem wachstuchbezogenen Tische saß und eben die Morgenpost öffnete. Er sah auf und verbeugte sich, als sie eintrat. Doch er sprach nicht eher, als bis der Polizist sich zurückgezogen hatte.

„Guten Morgen", sagte er dann. „Was steht zu Diensten?" Er maß sie nachdenklichen Blickes. Das seltsame Sterben des Insassen von Flint House, über dessen Beweggrund für seine Ansiedlung in Cornwall vor einiger Zeit mancherlei Gerüchte umgegangen waren, hielt sein Berufsinteresse gefangen.

„Ich möchte über den Tod meines Bruders mit Ihnen sprechen." Frau Pendleton sagte es ernst und rückte ihren Sessel näher.

„Das nehme ich an. Der Fall scheint sehr traurig zu sein. Eben erhielt ich Pengowans Bericht. Wenn ich etwas für Sie tun kann —" Inspektor Dawfield öffnete mit besonderer Sorgfalt einen amtlichen Briefumschlag.

„Sergeant Pengowan nimmt als Todesursache Selbstmord an, nicht wahr?" fragte Frau Pendleton streng.

„Ich glaube", entgegnete Inspektor Dawfield. „Diesbezüglich besteht wohl kein Zweifel, oder doch? Der Revolver Ihres Bruders lag neben ihm, und die Tür war von innen verschlossen."

„Ich habe die schwersten Zweifel", gab Frau Pendleton wuchtig zurück. „Ich glaube nicht — ich kann nicht glauben, daß mein Bruder sich das Leben nahm. Ehrlich gesagt: ich weiß, daß er es nicht tat."

Nach dieser Behauptung sah Inspektor Dawfield mehr als überrascht zu seinem Besuch hinüber. Dann entnahm er einem Schriftenfach ein Dokument und überflog es eilig.

„Pengowans Bericht stellt endgültig fest, daß es sich um einen Selbstmord handelt", sagte er, als er es wieder an seinen Platz schob. „Angesichts dessen glauben Sie trotzdem —"

„Daß mein Bruder ermordet wurde", sagte sie in entschiedenem Tone.

„Dies ist eine sehr schwerwiegende Behauptung, gnädige Frau. Besteht etwas, worauf Sie sie stützen? Etwas, meine ich, was bisher nicht ans Licht gebracht wurde?"

Frau Pendleton begann ihre Wahrnehmungen auseinanderzusetzen. Sie hatte sich unterwegs zurechtgelegt, was sie sagen wollte, und sprach nun mit wachsender Überzeugungskraft, die vom Anblick des ernsten, aufmerksamen Gesichtes vor ihr gestärkt wurde. Der Zwischenfall mit der Person, die sie durch die Türritze gesehen hatte, nahm, da sie ihn erzählte, andere Gestalt an . Durch ihre fortwährende Verbindung jener Augen mit dem verhaßten Gesicht von ihres Bruders Diener kam sie unbewußt zu der Feststellung, daß sie von allem Anfang an Thalassa als den Lauscher erkannt hatte.

„Sie sagten, daß Ihr Bruder in jenem Augenblick Familienangelegenheiten besprach?" fragte Inspektor Dawfield.

„Ja", entgegnete Frau Pendleton. Jede Erwähnung von ihres Bruders Ankündigung über seine Tochter Illegitimität hatte sie unterdrückt, später aber versuchte sie sich vorzumachen, daß dies damals ihrer Erinnerung entschlüpft war.

„Es ist althergebracht, daß Dienstboten an Türen horchen". bemerkte Inspektor Dawfield. „Wie lange stand jener Mann in Ihres Bruders Diensten?"

„Etliche Jahre, glaube ich", antwortete Frau Pendleton. „Doch er hat ein böses Gesicht", setzte sie hastig hinzu, als sollte diese Tatsache abschwächend wirken. „Vom ersten Augenblick an mochte ich ihn nicht."

Inspektor Dawfield deckte mit einem Löschblatt das leichte Lächeln, das ihm aufgestiegen war. „Gibt es außerdem noch einen Grund, ihn zu verdächtigen?" fragte er.

„Oh, ich möchte nicht den Anschein wecken, als verdächtigte ich Thalassa oder irgend jemand", Frau Pendleton hatte diese Versicherung rasch bei der Hand. „Doch es gibt Dinge, die meiner Ansicht nach gründlicher Untersuchung bedürfen. Zum Beispiel die Tür, die von innen verschlossen war. Mir scheint, daß die Tür von außen versperrt worden sein dürfte und daß der Schlüssel dann erst hineingeworfen wurde."

Dawfield nickte nachdenklich. „Wer kümmerte sich im Hause Ihres Bruders um die Schlüssel? Jener Diener mit dem fremdartigen Namen — Thalassa vermutlich?"

„Ja, und er war gestern abend in meines Bruders Zimmer oben. Und als wir ankamen, war er zum Ausgehen gekleidet, in Hut und Mantel. Scheint dies alles nicht seltsam?"

Wieder mußte der höfliche Inspektor lächeln. Seine Besucherin mochte noch so sehr versichern, niemand in Verdacht zu haben, — sie kehrte doch immer an den gleichen Punkt zurück.

„Was soll ich also tun?" fragte er.

„Nachforschen", entgegnete sie. „Sergeant Pengowan scheint mir nicht fähig, das Rätsel zu lösen, das sich möglicherweise hinter meines Bruders angeblichem Selbstmord bergen mag. Er sieht durchaus nicht intelligent aus. Ich hatte daran gedacht, nach Scotland Yard zu telegraphieren. Zuerst aber wollte ich mit Ihnen sprechen."

Der Wink war Inspektor Dawfield gegenüber nicht verfehlt, aber er war unnötig. Es war seine Pflicht, ihrer Klage stattzugeben und dem Fall weiter nachzugehen.

„Ihre Angaben werden bestimmt untersucht werden", sagte er freundlich. „Ich bin zwar im Augenblick nur knapp mit Beamten versorgt, doch ich will sehen, ob Bodwin nicht jemand herüberschicken kann. Wenn Sie mich für einen Augenblick entschuldigen, will ich das gleich veranlassen."

In einer Ecke des Zimmers befand sich eine verhängte Nische, in der er verschwand. Frau Pendleton hörte, daß er telephonierte. Nach einem ziemlich langen Gespräch kam er zurück und berichtete, daß mit dem nächsten Zug ein Detektiv zur Untersuchung des Falles eintreffen werde. „Office Bodwin sendet Detektiv Barrant von Scotland Yard", erklärte er. „Er ist eines anderen Falles wegen in Cornwall und wollte eben nach London zurückkehren. Ich konnte ihn persönlich sprechen und ihm Näheres über Ihres Bruders Tod berichten. Er beschloß, nach Scotland Yard zu telephonieren und sofort herzureisen. Er trifft gleich nach dem Lunch hier ein. Ich selbst will ihn nach Flint House begleiten. Dann wird er Sie möglicherweise sprechen wollen. Bleiben Sie in Ihrem Hotel?"

„Wenn nicht, lasse ich Bescheid zurück, wo ich zu treffen bin", erwiderte Frau Pendleton und stand auf. „Guten Morgen und besten Dank!"

Sie verließ das Polizeiamt mit dem Gefühl, ausgezeichnete Morgenarbeit geleistet zu haben und eilte nach dem Hotel zurück. Als sie die Diele betrat, fiel ihr Blick auf einen einsamen Gast, eine Männergestalt in grauem Rock, die in einer Ecke am Fenster saß. Es war ihr Bruder Austin.

11. Kapitel.

Als er sie sah ‚stand er auf, ging ihr aber nicht entgegen, sondern wartete, bis sie nahekam.

„Ich stand früh auf", sagte Austin, als lese er ihre Gedanken. „Schlafen konnte ich natürlich nicht. Armer Robert!"

Frau Pendleton wartete ungeduldig, daß er ihr den wahren Grund seines plötzlichen Erscheinens offenbare, hinter dem, das fühlte sie klar, mehr lag als das Bedürfnis, über ihren gemeinsamen Verlust zu klagen.

„Unsere Meinungsverschiedenheit am gestrigen Abend betrübte mich, Constance", fuhr er fort. „Es ist tief bedauerlich, daß wir über unseres armen Bruders Tod gestritten — ja, tatsächlich gestritten haben."

Sofort verhärteten sich die Züge seiner Schwester. „Das war nicht meine Schuld", sagte sie zurückhaltend.

„Du wirst entschuldigen, wenn ich dir diese Schuld doch gebe. Du stehst, was seinen — seinen Tod betrifft, auf einem völlig falschen Standpunkt, den du wohl nach einer Nacht der Überlegung geändert haben wirst."

„Du meinst wegen Roberts Selbstmord?"

Austin nickte.

„Meine Meinung ist nicht im geringsten anders geworden," gab sie zurück. „Ich bin immer noch fest davon überzeugt, daß Robert sich nicht selbst umbrachte."

Austin warf ihr einen ärgerlichen Blick zu, hielt sich aber gewaltsam zurück. „Hast du bedacht, was das für Folgen haben wird?" fragte er leise.

„Was wird es für Folgen haben?"

„Mord." Er blickte um sich, als er das Wort flüsterte, als fürchte er, belauscht zu werden. Aber die Halle war leer. Sie waren ganz allein.

„Dessen bin ich mir bewußt."

„Ist es trotzdem deine Absicht, mit diesem schrecklichen Verdacht zur Polizei zu gehen?" fragte er, und seine Stimme zitterte vor Erregung. Frau Pendleton war eben daran zu sagen, daß sie schon bei der Polizei gewesen sei, aber sie beschloß, ihrem Bruder dieses Wissen vorzuenthalten, bis sie alles gehört hatte, was er sagen wollte

„Gewiß", antwortete sie.

„Dann bist du toll", war seine entrüstete Entgegnung. „Hast du des Skandals gedacht ‚in den wir dadurch verwickelt werden würden?"

„Es wäre ein viel größerer Skandal, wenn die Familie des Ermordeten den Verbrecher ungestraft ließe."

„Ich glaube nicht, daß du die Angelegenheit gehörig durchdachtest. Aus diesem Grunde kam ich heute morgen zu dir, — ehe du etwas unternimmst, was du mit Grund später bereuen würdest.

„Wozu dies alles nochmals besprechen?" fragte Frau Pendleton müde. „Nie hätte Robert Selbstmord begangen."

„Selbstmord ist sehr schwer zu erklären. Niemand kann wissen, was manchen dazu treibt."

„Robert hatte keinen Grund, seinem Leben ein Ende zu setzen. Er hatte alles um sich und — alles vor sich. Welche Schande! Er war ein so stolzer Mensch, er hätte es nie getan!"

„Immer wieder kommst du darauf zurück"; leichte Gereiztheit klang durch Austins Worte.

„Ich kann nicht davon ab, Austin. Wüßtest du irgendeinen Grund?"

„In Roberts Fall gab es einen. Ich erwähnte dir gegenüber gestern abend in Gegenwart des Polizeisergeanten nichts, doch mit Dr. Ravenshaw sprach ich darüber, und er ist geneigt, mir beizustimmen. Seitdem dachte ich sorgsam darüber nach und erkannte, daß ich recht habe."

„Was ist das für ein Grund?"

„Erinnerst du dich an Roberts Enthüllung am gestrigen Nachmittag?"

„Wegen seiner Heirat und wegen Sisily?"

„Ja. Es muß sehr schmerzlich für Robert gewesen sein, schmerzlicher noch als wir ahnen. Doch da bedachte er nicht alle Folgen, die sich daraus ergeben würden. Es war zu erwarten, daß sein Anspruch auf den Adel davon berührt werden mußte, weil es nicht verschwiegen werden durfte. Als er darüber nachsann, mußte ihm zum Bewußtsein kommen, daß dies seine Adelsberechtigung stark einschränken müsse. Eine Körperschaft wie das Haus der Lords würde das Äußerste tun, um zu verhüten, daß ein altes Prädikat an einen Mann verliehen werde, der, seinem eigenen Geständnis zufolge, durch fünfundzwanzig Jahre mit einer verheirateten Frau gelebt hatte und eine illegitime Tochter von ihr besaß. Meine Vermutung geht dahin, daß Robert zu spät zur bitteren Wirklichkeit erwachte, — als das Geheimnis schon preisgegeben war. Und er mag Reue empfunden haben —"

„Warum Reue?"

„Reue, weil er es verraten und seine Tochter am Begräbnis ihrer Mutter als illegitim gebrandmarkt hatte. Es klingt häßlich, Constance, doch man kommt nicht darüber hinweg."

Er verfiel in Schweigsamkeit und wartete auf die Wirkung seiner Worte. Frau Pendleton sann einige Augenblicke in sichtlicher Bestürzung nach.

„Nein, nein! Ich kann nicht — ich will nicht daran glauben", schrie sie erregt. „All das muß Robert vorher gewußt haben. Die Briefe, die er mir Sisily betreffend

schrieb, sagten deutlich, daß es Gründe gebe, wegen welcher er das Mädchen mir anvertrauen wolle. Robert hatte die Folgen seiner Enthüllung erwogen, Austin, — das weiß ich ganz bestimmt. Wie sorgfältig er gestern seine Pläne auseinandersetzte! Nächste Woche hätte er vor einer Untersuchungskommission erscheinen sollen, um seinen Anspruch auf den Adelstitel rechtlich zu begründen. Und er hatte mir erzählt, daß er im Begriffe stehe, einen Teil der Familiengüter von Breat Missenden zu erwerben, um künftig dort zu leben. Ist es dann anzunehmen, daß er all diesen Plänen und Zielen mit der Vernichtung seines Lebens ein Ende setzte? Ich für meinen Teil werde nie daran glauben. Ich habe meine eigenen Gedanken und Verdächtigungen — —"

(Fortsetzung folgt.)

Die Kuh.

Skizze von Charlotte Niese.

Jeden Tag wurde die Kuh durch eine Frau in den Garten geführt. Es war ein mächtiges Tier, groß gebaut, mit einem kleinen Kopf und spitzen Hörnern. Diese Kuh sah nach Milch aus, nach guter reichlicher Milch, und wenn sie endlich auf ihrer Weide, hinter einem engen und vorsorglichen Gitter stand, langsam kaute und in ihrem ganzen Gehaben zeigte, daß sie die meisten Menschen verachtete, dann standen gelegentlich außerhalb des Gitters eine Anzahl Leute, betrachteten das Tier und tauschten ihre Meinungen aus.

Diese Wiese war nicht allein eine Wiese, hinter ihr lag der Garten und ein funkelnagelneues Haus. Aber auch das Haus war nach vorn von demselben vorsichtigen Gitter umschlossen, das eine Krönung von Stacheldraht zeigte. Wohlbehütet war auch das kleine Mädchen, das oft im Garten und auf der Wiese zu sehen war. Meistens in Weiß gekleidet und mit einem silbernen Becher in der Hand. Ein warmer Nachmittag. Das Dienstmädchen hatten gemolken und trug den Eimer mit schäumender Milch fort. Langsam trank die Kleine. Dabei gähnte sie, sah sich um und erblickte einen Jungen, der vor dem Gitter auf dem spärlichen Rasen kniete und das Gras ausrupfte. Er war mager, sein Hemd, seine Hose zerrissen.

Das kleine Mädchen rief ihn durchs Gitter an. „Was suchst du?"

Er hob den Kopf nur flüchtig. „Kaninchenfutter."

Sie sah ihm eine Weile zu, betrachtete seine flinken schmutzigen Hände, seinen kurzgeschorenen Kopf, der sich kaum nach ihr umsah.

„Sieh mich doch an, wenn ich mit dir spreche!" rief sie gebieterisch. „Willst du ein bißchen Milch haben?"

Er stand blitzschnell auf. „Her damit!"

„Her damit!" wiederholte er, und seine Augen glänzten. Sie aber ließ ihn den Becher durch das Gitter schieben und schenkte nur ein Tröpfchen ein. „Das ist meine Milch! Papa hat mir die Kuh zum Geburtstag geschenkt, damit ich mich erhole. Alles kann ich nicht trinken, da die Kuh sehr viel Milch gibt, aber doch so viel wie ich kann."

Der Junge hatte das Tröpfchen mit gierigen Lippen gesogen. Nun steckte er den Becher noch einmal durch das Gitter. „Noch ein bißchen!"

Sie schüttelte den Kopf, daß die gedrehten Locken auseinandergingen. „Mehr bekommst du nicht. Vielleicht morgen. Das ist meine Kuh und meine Milch. Mama hat die Perlen gekriegt und ich die Kuh. Aber ich gebe Mama von meiner Milch ab, und sie gibt mir nichts vor ihren Perlen. Sie sagt, ich kann sie kriegen, wenn ich groß bin. Dann nimmt sie etwas anderes. Papa hat nämlich sehr viel Geld. Sieh mal, ich trage einen Unterrock aus echter weißer Seide." Der Junge sah nicht hin. Er sah nach der Kuh. Sie hatte sich ins Gras gelegt, kaute und schien satt zu sein. „Kann ich die Kuh nicht einmal melken?" fragte er sehnsüchtig.

„O nein!" Die Kleine war erschrocken. „Du hast ja zerrissene Hosen an und bist schmutzig. In den Garten darfst du nicht."

Da murmelte er ein Schimpfwort und war verschwunden. Aber am andern Tage grub er wieder im Gras und das kleine Mädchen hatte schon auf ihn gewartet. Weil sie doch Ferien hatte und sich langweilte. Sie trank wieder langsam ihre Nachmittagsmilch und rief dem Jungen zu, daß er wieder einen Schluck bekommen könnte. Er nahm ihn auch, aber er bat nicht um mehr. Weil er so schweigsam war, redete das kleine Mädchen. Sie erzählte, was sie zu Mittag aß und daß ihre Eltern eine große Reise machten.

„Und du bist eingesperrt!" sagte der Junge höhnisch. „Darfst nicht aus dem Garten hinaus und sitzest hinter Gittern. Dein Vater hat auch früher zerrissene Hosen gehabt! Mein Vater hat ihn gekannt."

„Mein Papa?" Die Augen der Kleinen wurden tellergroß. Fast weinte sie, aber sie tat es nicht. Langsam wollte sie sich abwenden, aber dann mußte sie doch wieder den Jungen ansehen, der nicht zu ahnen schien, welche Kränkung er eben gesagt hatte. Er stand vor der Tür.

„Du bist doch eingesperrt!" rief er, und das kleine Mädchen ärgerte sich so, daß sie ins Haus lief und den Schlüssel holte und ihn triumphierend zeigte.

„Siehst du, daß ich hinaus kann?"

„Der Schlüssel paßt nicht!" erklärte er.

Da zeigte sie, daß der Schlüssel paßte, und hätte beinahe aufgeschlossen, tat es aber nicht, weil der Junge doch unartig war.

„Frau Hausmann holt die Kuh immer um sieben Uhr. Heute wird es später werden, weil ihre Tochter Hochzeit feiert", berichtet sie. „O, hast du meinen Schlüssel gesehen?"

„Du hast ihn hinten bei deinem Becher hingelegt", erwiderte der Junge und zeigte dann mit beiden Händen in den Himmel.

„Siehst du das Flugzeug dort? Den Doppeldecker?"

Die Kleine starrte in die Luft, konnte aber nichts sehen, obgleich sie sich den Hals beinahe verrenkte. Als sie sich dann nach dem Jungen umsah, war er verschwunden. Sie war auch böse auf ihn. Was er von ihrem Papa gesagt hatte, war doch sehr häßlich gewesen. Über diesen Gedanken vergaß sie den Schlüssel.

An diesem Abend wurde es sehr dunkel. Ein Gewitter zog auf und es regnete stark. Als Frau Hausmann spät und recht angeheitert in den Garten kam, um die Kuh zu holen, war diese verschwunden. Zwar steckte der Schlüssel der Pforte von innen im Schloß, aber es war doch wie Zauberei.

Frau Hausmann weinte, die behäbige Dienstmagd weinte und das kleine Mädchen schrie beinahe. Aber die Kuh kam durch die Tränen nicht wieder. —

Dann wurde es langsam Herbst. In dem umgitterten Garten mit dem nagelneuen Hause stand wieder eine Kuh. Sie hatte sehr viel Ähnlichkeit mit ihrer Vorgängerin, und Frau Hausmann, ihre Pflegerin, murmelte manchmal etwas von Zauberei, und daß das Leben doch sonderbar wäre. Aber ihr Grundsatz war, sich um nichts zu kümmern, das sie nichts anging, und so schwieg sie. Das kleine Mädchen trank ihre Milch aus dem silbernen Becher und sah manchmal auf den Platz außerhalb des Gitters. Es knieten dort wohl manchmal Jungen, die Gras rupften für ihre Kaninchen, aber der Junge mit den zerrissenen Hosen und dem trotzigen Gesicht war noch nicht wiedergekommen. Gerade ihn hätte sie gern wieder gesehen, weil sie ihm doch von der Kuh erzählen wollte. Einmal, als sie gerade an ihn dachte, erschien er. Stand vor dem Gitter, rupfte Gras und schielte in den Garten. Eilig lief sie auf ihn zu. „Willst du meine Milch haben? Ich bin heute pumpsatt!"

„Du gibst immer so wenig", erwiderte er mit einem schiefen Blick, aber sie hielt ihm den Becher hin.

„Nimm alles, ich mag nicht mehr!"

Es war mehr Milch als sonst. Er trank langsam, hielt den Becher einen Augenblick in der Hand und gab ihn dann zurück. Die Kleine betrachtete ihn inzwischen.

„Du hast ja einen ganz ordentlichen Anzug an und keine zerrissenen Hosen!" — Er wurde rot, erwiderte aber nichts, und sie plauderte weiter.

„Hast du gesehen? Wir haben eine neue Kuh, obgleich Frau Hausmann sagt, daß sie beinahe unsere alte ist. Aber das kann nicht angehen, weil die alte uns gestohlen ist. Mit einem Male war sie weg, und wir konnten es nicht begreifen. Ich habe furchtbar geweint, kann ich dir sagen, und als Papa von der Reise kam, hat er mir gleich eine andere Kuh geschenkt. Er mag nicht, daß ich weine, und diese kostet zweihundert Mark mehr als die alte. Papa sagte,

ihm käme es nicht auf eine neue Kuh an, er könnte viele Kühe bezahlen. Aber er sagt, daß er nicht weiß, wer dein Vater ist, und will sich nicht darum bekümmern. Denn es ist unartig von deinem Vater, von meinem lieben Papa zu sagen, daß er zerrissene Hosen getragen hat. Was ich nie gesehen habe und meine Mama auch nicht."

Der Junge hatte nicht alles gehört, was die Kleine sagte. „Dann ist es deinem Vater egal, wenn ihm eine Kuh ge — — wegläuft?"

„Ganz egal; Papa hat soviel Geld!"

„Dann ist es ja gut!" Der Junge spuckte aus, warf den Kopf in den Nacken und ging pfeifend davon. Einmal aber mußte er sich doch umsehen. Da stand das kleine Mädchen hinter dem Gitter und blickte erstaunt und ein wenig sehnsüchtig hinter ihm her. Und obgleich er es nicht wollte, schämte er sich und sehnte sich nach einem leichten Herzen und nach seiner zerrissenen Hose.

Sein letzter Stier.

Skizze von E. Seeger.

Vorüber gerauscht war das Stiergefecht, in Blut und Sonne, in Luxus und lohendster Leidenschaft. Valero, der Liebling der Sevillaner, hatte vor 20000 begeisterten Zuschauern mit unübertroffener Meisterschaft gekämpft. Als Sieger, als Triumphator, nur mit einer leichten Fleischwunde an der linken Wade, war er von seinen Anhängern drei Mal um die Arena getragen worden. „Hoch, Valerito!" schrie die jubelnde Menge, und er lächelte das graziöse, liebenswürdige, offizielle Lächeln, das den Stierkämpfer auch in den gefährlichsten Augenblicken nie verläßt. Draußen in dem Hof unter den Arkaden setzten ihn seine Freunde nieder, wo blutiges Stroh und Wasser von der widrigen „Toilette" der todwunden Pferde erzählten, die zum zweiten Male dem Feinde entgegen geschickt wurden.

Und hier verlor Valero plötzlich sein Lächeln. Unter sich lächeln die Toreros nicht, sie kennen die Gefahren viel zu gut, die jeden von ihnen bedrohen. Wozu also noch gegenseitig Theater . . . Aber in Valeros Gesicht trat ein fremder Zug von Versteinerung, von Leblosigkeit. Juan, sein Diener, der ihn an der Tür zum Operationszimmer neben der Kapelle erwartete, erschrak. Aber er wußte, daß er den Maestro nie fragen durfte. Er war ein früherer Banderillero, der dem Stier vor dem letzten Gang des Gefechtes die spitzen, mit Widerhaken versehenen Stäbe in den Nacken zu stoßen hatte. In der Arena verlor er einst das linke Auge, und er dankte sein Leben nur der Geistesgegenwart Valeros. Dankte es ihm mit fast hündischer Treue.

„Auf den Doktor Roquero!" warf Valero hin, aber schon trat dieser ein, ein lebhafter, begeisterter Anhänger der Stierfechtkunst und Freund Valeros. Mit ausgebreiteten Armen kam er auf ihn zu und küßte ihn schallend auf beide Wangen: „Mensch, Valerito, Sohn des glorreichen Spaniens, berühmtestes Kind von Sevilla, du bist der erste Mann der Welt. Fabelhaft, noch nie dagewesen, diese Estakade . . . Aber wie siehst du denn aus? Solche Trauermiene? He? Zeig her! Diese Schramme . . . ist in acht Tagen heil, dann kannst du in Granada den Leuten zeigen, wie's gemacht wird. Die haben Stiere von Miura — das sind Kerle, sage ich dir!" Valero verzog keine Miene: „Du meinst es gut, aber jetzt nichts weiter davon! Ich will nach Hause. Juan, meinen Wagen!" — Roquero schüttelte den Kopf. Flausen hatten diese launischen Brüder im Kopfe —! Nie wußte man recht, woran man mit ihnen war. Valero fuhr heim auf sein einfaches Landgütchen, wo Mutter und Frau ihn aufatmend begrüßten. Aber er blieb wortkarg und saß nach dem Essen lange allein. Allein in bohrenden, trüben, peinigenden Gedanken. Kein anderer wußte, was die Schramme am Bein für ihn bedeutete. Heilen, pah, das würde sie in ein paar Tagen. Aber wie er dazu gekommen — d a s war es! Zum ersten, allerersten Male hatte er beim Sprung über die Bretterplanke der Arena gefühlt, daß er nicht mehr so elastisch war, nicht seinen Körper so beherrschte wie sonst. Diese Wunde hätte er bei seiner sonstigen Geschmeidigkeit nicht bekommen dürfen! — Was das hieß? — Ein Memento für ihn, daß es Zeit war, den gefahrvollen Beruf aufzugeben. Valero trat vor den Spiegel. Noch sah er gut aus, noch war das schwarze Haar, hinten zu dem kleinen, traditionellen Zöpfchen, der „coleta", dem Wahrzeichen des Toreros, geflochten, voll und glänzend. Aber er zählte 48 Jahre, die Meisten dankten zwischen 45 und 47 ab . . . Sollte er warten, bis eine einzige Ungewandtheit ihm den Tod oder mindestens den Abstieg von der Höhe seines Ruhmes brächte? Nie, nie würde er dies verwinden, dann schon lieber den Tod vom Horn des Stieres! Aber er hatte ein Weib, zwei liebe Kinder. Der einsame Mann stöhnte in der Schwere des Entschlusses. Gewöhnt an die Atmosphäre der Anbetung, ja, der Vergötterung, an den Taumel der Begeisterung, den Nervenkitzels des Spieles mit dem Tode, an den Goldregen auch, der ihm die Taschen überflutete, schien es ihm unausdenkbar, auf dies alles zu verzichten. Und doch — es mußte ja einmal sein! In der Dunkelheit legte er die Hand über die Augen, in denen es feucht aufquoll, und er kämpfte einen Kampf mit sich selber, schwerer, als er ihn je mit einem Stiere ausgefochten.

Er riß sich zu dem Entschluß zusammen, noch einmal, das letzte Mal, zu kämpfen. Blieb er dann noch am Leben — gut, so sollte seine Laufbahn als Torero ein Ende haben. Der Tag kam, an dem sich in den überfüllten Rängen der Stierarena von Sevilla die überhitzte, fiebernde Menge drängte, ihren Liebling, ihren Günstling zum letzten Male im grünseidenen, goldblitzenden Galaanzug vor dem wildesten Stiere zu sehen. Valero selbst hatte ihn sich ausgesucht. Und er grüßte die tosende Menge mit dem leichten, verschweigenden Lächeln. Grüßte die Männer, die im Rausch der Erwartung bebten, grüßte die schönen, glutäugigen Frauen, die, in Spitzen gehüllt, mit Feuerblüten geschmückt, ihm das Lächeln zurückgaben . . . Tändelte sodann mit der wütenden Bestie, hängte ihr seinen Hut im Vorüberrasen auf die zum Angriff seitlich gestellten Hörner, warf ihr sein Leben hin — umsonst! In höchster Tollkühnheit raffte er alle seine ihm noch gebliebene Gewandtheit zusammen und kroch unter dem schnaubenden, stampfenden Tiere weg, daß den verhaßten Angreifer plötzlich nicht mehr sah! Auch dies, das Äußerste, gelang! Da gab Valero das Spiel mit dem Tode auf, und aus einer vollendet gelungenen Stellung heraus stieß er dem andringenden Stier den haarscharf geschliffenen Degen durch die Schulterblätter, genau an der vorschriftsmäßigen Stelle in das Herz, daß er sofort zusammenbrach.

Brausender Beifall umtoste Valero, die Menge war wie von Sinnen. Aus einem brandenden Meer von Hochrufen, von ekstatischem Jubel, Schreien, Jauchzen, Klatschen entführten ihn seine Freunde zu einem vorbereiteten Mahle. Seine alte Mutter und seine Frau wurden geholt und mußten die Ehrenplätze einnehmen. Die besten Stierkämpfer Spaniens feierten ihren Meister. Und dann ergriff Estrella, seine Frau, die ihr Leben lang um ihn gebebt, eine kleine Schere, und unter Freudentränen schnitt sie ihm das traditionelle schwarze Haarzöpfchen am Hinterkopfe ab.

Der starke Mann, der in vielleicht tausend Kämpfen 2500 Stieren den scharfen Stahl ins Herz gestoßen, mit sicherer Hand und ruhigem Blut, der zitterte jetzt beim Geräusch der Schere, und sein Antlitz wurde leichenblaß. Dann faßte er die Hand, die ihm solches tat, küßte sie und blickte in zwei tränenumflorte, aber glückstrahlende Frauenaugen.



Bunte Chronik

*** Ein Maharadscha darf kein Leder anrühren.** Rindvieh gilt in Indien als heilig. Und deshalb wird kein rechtgläubiger Inder sich erlauben, einer Kuh etwas zuleide zu tun. Auch darf Rindleder unter keinen Umständen verarbeitet werden. Das Berühren einer verarbeiteten Rinderhaut gilt als eine Todsünde. Ein indischer Maharadscha, der sich zurzeit in Europa aufhält, hat es daher nicht leicht. Er darf keinen Koffer berühren, keine Brieftasche und keine Aktenmappe von fremden Leuten in die Hand nehmen; denn er fürchtet, es könnte Rindsleder sein! Als ein Maharadscha sich in einer großeuropäischen Großstadt einen photographischen Apparat kaufte, stellte er die Bedingung, daß alle Lederteile entfernt werden und durch Elfenbein oder Perlmutter ersetzt würden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.